Der Gott des Christentums und der Staat

Rede zur Kaisergeburtstagsfeier 1918 in der Aula der Universität Kiel gehalten

von

D. Erich Schaeder
Prof. der Theologie, Geh. Konsistorialrat

Gütersloh
Druck und Verlag von C. Bertelsmann
1918

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/godofchristianit0000drer

Die Gegenwart zeigt ein eigentümlich widerspruchsvolles Bild. Während unsere Armeen den Kampf für Deutschlands Existenz und Ehre mit straffstem Zielbewußtsein und in unerhörter Ausdauer führen, macht sich zu gleicher Zeit in unserem Volke ein tiefdringendes Mißtrauen oder eine entschlossene Abneigung gegen alle Gesichtspunkte nationaler und staatlicher Selbstbehauptung geltend. Diese zersetzende und niederdrückende Sinnesart wendet sich einmal den Dingen unserer inneren Politik zu. Es scheint doch weiten Kreisen unseres Volkes, und zwar Vertretern aller seiner Schichten, das Bewußtsein, daß zu einem Staatsgefüge nicht nur Regierende, sondern irgendwie auch im wahren Sinne des Wortes Regierte gehören, verdunkelt zu sein. Das Gefühl für die Notwendigkeit einer unumstrittenen und gesicherten staatlichen Autorität, die Einsicht in die Tatsache, daß in das rechtliche System des Staates eine Obrigkeit gehört, die diesen Namen verdient, d. h. eine mit deutlichen Machtmitteln umkleidete und dem Machtstreit der Parteien entnommene Obrigkeit, ist weithin zersetzt. Was aber Deutschlands Verhältnis nach außen hin, was seine europäische und seine Weltstellung betrifft, so ist im ungefähr umgekehrten Verhältnis zu unserer militärischen Lage weithin ein Mißempfinden gegen eine Politik umsichtiger und durchgreifender staatlicher Interessenvertretung erwachsen, das den Beobachter seiner hundertfachen Äußerungen immer wieder mit Verwunderung erfüllen müßte, wenn man nicht auf der einen Seite charakteristische Züge unserer deutschen Geistesart, die hier

wirksam werden, kennte und wenn man nicht auf der andern aus dem Gange der Geschichte, und gerade auch aus der unseres Volkes, entnähme, in welchem Umfange diese der Bereich des Irrationalen ist. Das eigentlich Bedeutungsvolle dieser augenblicklichen Gesamtlage aber ist doch dies, daß sie aus Gesinnungen oder Überzeugungen herauswächst, welche durchaus nicht nur Eigentum unserer Volksgemeinschaft sind. Wie dieser Krieg wahrhaft weltumfassende Bedeutung gewonnen hat und ein allergrößtes Stück Weltgeschichte bildet, so treten jene Gegensätze gegen obrigkeitliche Autorität, gegen machtvolle staatliche Selbstbehauptung aus einer geistigen Gesamtschicht hervor, welche die Völker verbindet und deutlich internationales oder übernationales Gepräge an sich trägt. Man darf doch behaupten: genau so gut wie die äußere Existenz der Völker in die tiefste Erschütterung geraten ist, genau so mächtig sind die Stöße, die ihre Gesinnung, ihr Ethos, ihr Rechts- und Staatsgefühl treffen. Und diese Stöße erfolgen weithin aus einer Richtung, und streben einem Ziele zu.

Der heutige Festtag gibt uns Veranlassung, uns über diese Regionen mit dem Hin und Her ihrer Meinungen, mit dem Gewoge ihrer Leidenschaften zu erheben. Aber wir können und wollen das nicht so, daß wir irgend ein Phantasieland betreten oder in einen Bereich vornehmer Kühle gegen die drängenden Interessen des Tages eingehen. Wie unser Kaiser mit Sein und Leben in diese Interessen verwoben ist, so müssen wir es auch sein, und heute, wo wir uns wieder einmal um ihn scharen, müssen wir es erst recht. Aber wir wollen uns nach einem Richtpunkt umsehen, der uns in der vorhin bezeichneten charakteristischen Krise der Gegenwart mit ihren uns alle bedrängenden Spannungen grundsätzlich zurechthilft. Diesen Punkt finde ich in der christlichen Religion, und zwar genauer in dem, was am Christentum und im Christentum, wie in jeder

irgendwie durchgebildeten Religion, das schlechthin Maßgebende ist: in der Gottesüberzeugung der christlichen Religion. Nun meine man aber nicht, daß es hier auf eine Vermischung von Religion oder gar Theologie und Politik abgesehen ist oder daß ein Versuch gemacht werden soll, in die rechtliche Sphäre des Staatslebens mit den einer anderen Sphäre angehörigen Gesichtspunkten des christlichen Glaubens und der christlichen Sittlichkeit formend oder bestimmend einzudringen. Nur das soll gezeigt werden, daß der Gottesgedanke des Christentums, der Lebenspunkt des Christentums, wenn anders er wirklich Inhalt persönlicher Überzeugung oder Wahrheitsbesitz der Geister ist, mit sachlicher Notwendigkeit die aus dem Wesen des Staates selber folgende Selbstbehandlung des Staates unterbaut. Der christliche Gottesglaube läßt, wenn er richtig verstanden und gehandhabt wird, Staat Staat und Politik Politik sein. Aber er wirft auf die notorischen Lebensgesetze des Staates, ohne deren Erfüllung dieser nicht ist, sein helles, machtvolles Licht. Und seine Verdrehung kann jeden Augenblick dazu dienen, daß man für das, was der Staat ist und will, das eindringende Verständnis verliert. Sicher ist christliche Religion im tiefsten Grunde Sache der einzelnen Persönlichkeit und Sache einer Gemeinschaft von Personen, der Kirche, die sich als etwas schlechthin Einzigartiges, Unterscheidbares in der Geschichte darstellt. Wir Christen mit unserer Kirche sind dem Staat und allem, was er betreibt, gegenüber ein Anderes. Aber das, was des Staates ist, das können wir in seiner sachlichen Notwendigkeit und Lebenstiefe in besonderer Weise verstehen. Und das, was uns dazu verhilft, ist unser Gottesgedanke oder unser Gott. Wenn der Satz, daß die Religion Privatsache ist, besagen will, daß sie die Rechtsordnung des Staates als etwas in sich Selbständiges zu respektieren hat, dann ist er richtig. Irrig aber wird er mit dem Augenblick,

in welchem er die Verkennung der Wahrheit ausdrückt, daß die freie, gottgebundene religiöse Haltung die tiefste Stütze für die unbestreitbaren Lebensnotwendigkeiten des Staates bildet.

Wer die Theologie des 19. und 20. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen verfolgt, kann sich dem Eindruck nicht entziehen, daß sie in der Gefahr steht, die christliche Gottesidee eigentümlich zu verschieben beziehungsweise daß sie dieser Gefahr erlegen ist. Was ich jetzt in Bezug auf diesen Punkt unserer neuesten Geistesgeschichte mitteilen werde, das hat nicht unmittelbar etwas mit dem Kampf der sogenannten theologischen Richtungen zu tun, auch nicht mit den Erregungen, die sich jeweils an diesen Kampf geschlossen haben. Es liegt viel tiefer. Es beleuchtet eigenartige Versuche, die letzte Wahrheit, von welcher der Mensch lebt, zum Ausdruck zu bringen und dadurch die tiefste Richtung, welche unser persönliches Leben nimmt, zu gestalten. Denn das Eine hat jeder Gottesgedanke, der uns trifft, an sich: kühl kann man ihm gegenüber nicht bleiben. Und ob man ihn ablehnt oder ob man sich mit ihm zusammenschließt, das gewinnt bildende Bedeutung für die Gesinnung und alle ihre Äußerungen. Im großen und ganzen haben die theologischen Denker, die ich hier im Sinne habe, in Gott das Moment der Liebe betont. Keiner unter ihnen mit solchem Nachdruck und solcher ausschließenden, zielbewußten Kraft wie Ritschl. Diese Auffassung Gottes bedeutete nun aber, daß Gottes ganzes Sein in zusammengefaßter Einheitlichkeit auf unsere Zwecke bezogen wurde. Man weiß von ihm zu sagen, daß er für uns da ist und im Grunde nur für uns. In unserem persönlichen Leben, in seiner Sicherung gegen die Stöße der Natur, in seiner sittlichen Erhebung, in seiner Vollendung durch den Anteil an der eigenen Lebensfülle Gottes, soll der Zielpunkt der wollenden und tätigen Gesinnung Gottes liegen. Es leuchtet sofort ein: hier hat die menschliche Persönlichkeit die

Gottheit unter sich. Sie ist der Zweck, und Gott, wie groß man auch die Energie, die umfassende Weite und die Folgerichtigkeit seiner Liebe beurteile, ist das Mittel. Indem diese Gesichtspunkte in die religiöse Praxis umschlagen, tritt das unausweichliche Ergebnis ein, daß die endliche Persönlichkeit, daß das Ich sich als das letzte Ziel alles Seins und alles geschichtlichen Lebens begreift und dementsprechend behandelt. Ein kraftvoller Egozentrismus setzt ein, eine starke Neigung, um das Ich, um seine Vollendung und um die Erhöhung seines Lustgefühls sich zu drehen. Man braucht aber niemandem zu sagen, daß alles in uns, was Eigensucht heißt, daß alle Triebe unserer Selbstbejahung und Selbstbehauptung — und wer weiß nicht, wie tief sie in unserer seelischen Natur verankert sind! —, daß sie alle dieser religiösen Haltung entgegenkommen und alle durch sie in die Höhe gehoben werden. Denn es gibt in der ganzen Welt nichts, was den Trieben und Strebungen unseres Geistes eine solche durchdringende Kräftigung verleiht, wie ihre Verknüpfung mit dem Gott, welcher der Inhalt unseres Glaubens ist. Die Religion ist hier der Hebel für einen geistig und sittlich verfeinerten, aber desto eindrucksvolleren Egoismus geworden. Unter allen Männern, die dem weiteren Schülerkreise Ritschls angehören, hat keiner in dieser Richtung eindringender gewirkt als Dr. Johannes Müller. Er hat sich in der religiös suchenden oder angeregten gebildeten Welt, besonders unserer Großstädte, eine ausgedehnte Gemeinde gebildet, für deren Glieder ein sittlich-religiöser Idealismus charakteristisch ist, welcher unausgesetzt den Interessen des eigenen persönlichen Lebens dient. Hier ertönt der Ruf nach innerster Menschwerdung, nach Veredlung und Vollendung des Selbst durch das Mittel der Religion. Aber es ist eben immer die eigene Persönlichkeit, auf welche dabei der entscheidende Ton fällt. Man hat für diese Betrachtung Gottes und alles, was mit ihr

zusammenhängt, den Namen „Werttheologie" geprägt. Gott der durchschlagende Wert für die Sicherung und Erhöhung unseres persönlichen Eigenwertes. Dies gibt das bekannte Wort vom unendlichen Wert der Menschenseele, ein Ausdruck, der durch Harnacks Vorlesungen über das Wesen des Christentums zu einem wahren Schlagwort der modernen, gebildeten christlichen Welt geworden ist. Der Mensch gewann durch diese theologische Betrachtung — und hier sieht man einmal recht deutlich, was theologische Auffassungen für die Bewegung des Lebens bedeuten — eine mächtige Steigerung seines Selbstgefühles. Man konnte gleichsam in der innersten Empfindung des eigenen Wertes ruhen und zugleich in Gott den Stützpunkt für seine Behauptung wie für seine Befreiung von jeder äußeren und persönlichen, sittlichen Schranke sehen. Julius Kaftan hat von diesem Grundgesichtspunkt aus eine Gesamtbetrachtung aller Religionen der Erde entworfen. Alle sollen sie ihr tiefstes Pathos in dem Gefühl des Menschen für seinen Eigenwert haben. Nur daß sich dieses Gefühl im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung stetig verfeinert und vertieft. Der Mensch besinnt sich immer mehr auf seinen geistigen und sittlichen Wert. Aber, worauf es hier ankommt: immer soll die Gottheit oder das Göttliche, die Überwelt, der letzte Hebel für die Sicherung dieses Selbstwertes sein.

Alle die Denker, die ich hier im Auge habe, sind in auffallender Sorglosigkeit nicht auf die Einsicht gekommen, daß sie die Überzeugung von der Wahrheit des Christentums nachhaltig gefährden. Alle haben sie sich durch die Kritik, welche Ludwig Feuerbach an der Religion überhaupt und am Christentum insbesondere geübt hat, nicht weiter stören lassen. Indem Feuerbach die Religion mit ihrer Grundvorstellung einer göttlichen Macht oder göttlicher Mächte als das Produkt der menschlichen Selbstbehauptung hinzustellen

unternahm, hat er allen jenen theologischen Strömungen der letzten Jahrzehnte, ohne sie zu kennen, das Urteil gesprochen. Mit Recht bemerkt Tröltsch von jener Theologie der religiösen Wertempfindungen, daß sie den Tiefen der Wunsch- und Wahnreligion zutreibe. Doch das ist es nicht, was hier betont werden soll. Zunächst ist das Eine klar: dieser Gott, der zum Mittel für unsere persönlichen Zwecke, wenn auch höchst verfeinerte, gestempelt wird, läßt alles das in uns, was auf Bewunderung, Ehrfurcht, Demut und Hingabe angelegt ist, leer ausgehen oder ohne die letzte, begründende Anknüpfung. Bewundern wollen wir, und in der Form der Bewunderung oder der Ehrfurcht uns hingeben wollen wir auch. Diese Triebe in uns verlangen aber darnach, daß sie den Anschluß an eine Größe gewinnen, welche sie wahrhaft bei sich festhalten und in voller Vertiefung ausgestalten kann. Diesen Dienst leistet ihnen nicht die Natur, denn sie liegt unter der Höhe der eigenen Persönlichkeit. Den leistet ihnen auch nichts Menschliches, keine Größe der Geschichte, denn alle haben sie für das unverbildete Auge Schranken ihrer Macht und ihrer Güte. Nur Gott, nur das Absolute kann hier ins Mittel treten. Aber wenn Gott zum Mittel für unsere Zwecke wird, wird er klein und verliert er die Fähigkeit dazu. Das Wichtigere indes, das hier ins Auge gefaßt werden muß, ist das andere. Die Menschen, welche in dieser ichgebundenen religiösen Lebensform stehn — sie reicht ja weit über den von Ritschl beeinflußten Kreis hinaus — werden durch sie veranlaßt, auch die objektiven Mächte des geschichtlichen Lebens, unter ihnen den Staat, auf die Stufe des bloßen Mittels für ihre persönlichen Zwecke herunterzudrücken. Wo die tiefste, machtvollste Wirklichkeit, die es gibt, die Majestät Gottes, zum Hebel für die Erfüllung der Interessen des Ich, wenn auch noch so sittlich oder gefühlsmäßig vertiefter Interessen, umgebogen wird, da hat das Ich

in unmittelbarer Folge die Neigung in sich aufgenommen, mit den anderen, untergeordneten Größen der Wirklichkeit, so mit dem Staat oder mit der Majestät des staatlichen Rechtsgefüges nicht anders umzugehen. Ich spreche nicht von der Rolle, welche diese Haltung in der neueren Zeit bei der Ausbildung der Theorieen vom Staate gespielt hat. Es gäbe, einsetzend etwa bei Wilhelm von Humboldts Jugendschrift: Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen, bis zur Gegenwart hin eine interessante Reihe von Beobachtungen. Doch dem nachzugehen ist nicht meines Amtes. Aber ich darf von der weitverbreiteten modernen Stimmung reden, in der von der einen Seite her das Ichinteresse, das Interesse an der kulturellen, an der wissenschaftlich-künstlerischen, an der freien sittlichen Durchbildung der Persönlichkeit oder auch an ihrer ungehemmten wirtschaftlichen Betätigung, und von der anderen Seite her das Staatsinteresse zusammenstoßen. Denn diese Stimmung kennen wir irgendwie alle. Wir kennen sie insbesondere, wenn es sich um das Feld des wirtschaftlichen Lebens handelt. Hier könnte das Christentum, seinem Wesen nach richtig verstanden, einen Umschwung, und zwar den allerstärksten, herbeiführen. In der Verdrehung aber, von der wir hörten, kann es das nicht mehr. Treitschke sagt einmal in seiner Politik, unsere ganze sittliche Kultur in Deutschland beruhe auf einem dreifachen Gedankenschatze: auf den altchristlich-israelitischen Ideen, die vor allem in der Selbstverneinung ihren Mittelpunkt haben, aber auch auf antiken und altgermanischen Anschauungen, die den Gedanken der Selbstbehauptung ausprägen. Er schätzt hier also das Christentum anerkennend ebenso ein, wie es Nietzsche verächtlich einschätzt. Aber dies neuzeitliche Christentum, von dem wir hörten, lebt nicht von der Tendenz der Selbstverneinung. Sein innerster Zug ist innerste Selbstbehauptung. Und in dieser Charakterart kann

es oder wird es zu Kollisionen mit der Majestät der weltlichen Macht- und Rechtsordnung führen.

Der Krieg hat den Gott dieses Christentums, *diesen* Gott der Liebe entthront. Immer werden im Lauf der Geschichte Götter entthront und Gottesgedanken überwunden. Wir haben um uns her eine lebendige Fortdauer der Religionsgeschichte; auch auf dem Boden der christlichen Kirche haben wir sie. Selbstredend ist die Theologie an solchen Umbildungen der Gottesüberzeugung oder des Glaubens mitbeteiligt. Wozu wäre sie sonst da? Aber ehe die Theologie spricht, hat der Tatsachenlauf der Geschichte und das mit ihm verwobene religiöse Erleben gesprochen. Und die Theologie zieht im großen und ganzen nur die Linien tiefer oder deutlicher, die diese ursprünglicheren Mächte des Lebens gezogen haben. Mit unentrinnbarer Wucht ging dieser Krieg über die Lebensanschauung hinweg, die das Ich, die individuelle Persönlichkeit, ihr Glück, ihre Seligkeit, ihre Förderung, ihre schlechthin freie Selbstbestimmung, in den Mittelpunkt des Sinnens und Verhaltens rückt. Aber er ging auch über den Gott hinweg, der diese Lebensanschauung stützt. Wie wurden alle die enttäuscht oder erschüttert, die an den Gott der entschlossenen Persönlichkeitspflege, an den Gott, der nur den unendlichen Wert der Menschenseele bejaht, glaubten! Nun erhoben sich die großen Mächte der geschichtlichen Wirklichkeit, ohne die das Individuum überhaupt nicht ist oder kein geschichtliches Leben lebt, die den Wurzelboden für seine Existenz oder doch die Voraussetzung für die Würde seiner Existenz bilden. Die Nation erhob sich. Wollen wir Deutschen denn wirklich der Schwärmerei anhängen, daß wir uns persönlich jemals von ihr lösen können, daß unser Denken, Empfinden und Streben, auch z. B. unsere wissenschaftliche Arbeit, nicht einen Einschlag deutscher Eigenart an sich hat, den wir nicht los werden, so wenig wir über unseren Schatten springen

können? Hat nicht auch unsere Sozialdemokratie beim Beginn des Krieges aus dieser unveräußerlichen Empfindung der nationalen Zugehörigkeit heraus gehandelt? Sie hat es doch nicht nur aus der Berechnung heraus getan, daß sie sich damit den Einfluß auf die künftige Gestaltung der Reichsgeschicke sichere. Mit der Nation aber erhob sich der Staat in aller Macht seiner Selbstbehauptung den individuellen Interessen, und wenn sie noch so hoch lagen, gegenüber. Es hieß doch nicht nur: Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen. Es hieß doch auch: das Reich muß leben. Indem nun diese geschichtliche Welle, die uns alle erfaßte, und der egozentrische Gott der Liebe zusammenstießen, indem sich die Wirklichkeit, welche doch der Glaube durch seinen Gott bemeistern soll, ganz anders erwies als dieser Gott, war es ganz unvermeidlich, daß er von vielen Wirklichkeitsmenschen beiseite geschoben wurde. Und mit ihm, Gott, wurde die Frömmigkeit oder der Glaube beiseite geschoben. Der Krieg hat uns unzweifelhaft in allerlei Gruppen und Kreisen eine Belebung des religiösen Sinnes oder eine Vertiefung der Frömmigkeit gebracht. Aber er hat, wenn wir auf das Ganze unseres Volkes sehen, auch sehr viel Frömmigkeit aufgelöst. Und das hat zu einem guten Teil darin seinen Grund, daß jener den Ichinteressen fügsame Gott der Liebe, jener Gott, der durchgreifend Mittel für uns ist, und die große, unentrinnbare Wiklichkeit nicht zueinander paßten. Träumer rechneten in Bausch und Bogen mit einer religiösen Erneuerung unseres Volkes. Man meinte sich dem Ideal einer wirklichen Volkskirche wesentlich näher gekommen. Wer unser Volk ansieht, und zwar alle seine Schichten, entdeckt, daß wir davon recht weit entfernt sind. Ich sage nicht: weiter als vor dem Kriege; aber recht weit. Es kam nun doch erst recht in breiten Kreisen unseres Volkes eine religionslose Anschauung vom Leben, sagen wir: eine religionslose Ethik, auf. Und

zwar ebensowohl eine derartige Ethik des Einzelnen wie etwa eine solche des nationalen und staatlichen Lebens.

Allein dieselbe Wirklichkeit, die in dieser Weise religiös zersetzend tätig gewesen ist, hat auf der anderen Seite der religiösen Haltung unseres Volkes neues, eigenartiges Leben zugeführt und wird es ihr weiter zuführen. Gott ist neu erlebt worden. Das Innerste und Unterste an Gott, das an ihm, ohne das er nicht Gott ist, die unentrinnbare Macht Gottes, wurde wieder erfaßt. Wie schob sich der Gott des Alten Testamentes, der doch in dieser Beziehung kein anderer als der christliche ist, in den Mittelpunkt des religiösen Interesses! Wenn die Propheten von der Hoheit Jahves reden, die ihn schlechthin über die Völker erhebt, und in der er die Völker unwiderstehlich an seinen weltregierenden Willen bindet, so bot der Gang der Völkergeschichte während des Krieges, die Tatsache, daß eine Nation nach der andern in den Kriegsstrudel gezogen, ein Staat nach dem anderen in seiner aufrechten Haltung geknickt wurde, dem Glauben die Spur dieses Gottes. Und wie er die Völker band, so band er die einzelnen. Unsere Brüder und Söhne mußten alle den Weg gehen, den sie geführt wurden. Man gewann wieder den Blick für Gottes majestätische Unentrinnbarkeit. Damit aber fängt jedes Erlebnis Gottes, das an seine Wirklichkeit heranreicht, an. Nicht die Liebe Gottes, *seine Majestät* ist es, die hier in Betracht kommt. Denn einen Gott haben, heißt: über sich, bei sich und in sich diejenige Größe haben, der man sich auf keinerlei Weise, auch nicht in den Tiefen des eigenen Willenslebens entzieht. Selbstredend ist dieser Gott, von dessen Erleben wir hier reden, etwas schlechthin anderes als die Natur. Der sogenannte Gott-Natur ist doch das hölzerne Eisen. Wie sollte die in sich gebundene, in die strenge Regel gefaßte, aller Selbstbestimmung entzogene Natur bei aller relativen Macht, die sie über uns

hat, Gott für uns sein! Nein, der Machtgott, für den das Auge wieder hell wurde, ist als solcher Persönlichkeit, persönlicher Machtwille. Er bindet die Menschen an sich. Er fordert sie aber auch für sich. Und er behauptet sich ihnen gegenüber, wenn sie sich ihm entziehen. Er reagiert gegen sie. Er hat deshalb auch nichts mit dem Gott der Mystik zu tun, an den die Seele sich verlieren oder mit dem sie verschmelzen will. In der Hand dieses Gottes empfand sich der Glaubende und sah er die Völker. Nun griff aber in diese Vorgänge des religiösen Erlebens die Erinnerung an Luther und die Reformation fördernd und befestigend ein. Wahrhaftig, diese Gedächtnistage kamen zur rechten Zeit. Denn Luthers Gott ist Majestät, weltbeherrschender, das Gesamtleben und das Einzelleben durchdringender und fordernder Machtwille. Es ist nicht richtig, daß der Gott des Reformators wesentlich vergebende, die Sünden rechtfertigende Liebe oder Gnade ist, wenn das heißen soll, daß dabei die Majestät Gottes, sein unentrinnbarer, fordernder und reagierender Machtwille, in den Hintergrund geschoben oder aufgelöst wird. Für Luther ist Gott beides in Einem: heilige Majestät und Liebe; aber durchaus und immer auch das Erste. Der Gott der Reformation herrscht, ist ein königlicher Gott, wie ihr Christus der König der Geschichte ist, durch den Gott herrscht. Die Religion der Reformatoren trägt bei aller Betonung der rechtfertigenden, befreienden und beseligenden Gnade Gottes männlichen Charakter. Und zu dieser männlichen Gottesbetrachtung hat der Krieg ersichtlich wieder erzogen. Er hat auch dem Glauben dazu verholfen, daß er Eisen ins Blut bekommt.

Diese Tatsache aber hat weitgehende, lebensvolle Folgen. Vor diesem wirklichen Gott des Christentums, der unter uns wieder in Geltung steht, vor diesem Gott der Majestät und der heiligen Selbstbehauptung, verliert das Ich die Fähigkeit, sich

für den Sinn und das Ziel der Geschichte zu halten. An seine Stelle tritt Gott, die Geltung seines Namens und seine Herrschaft. Dann aber wird durch diesen Gott, der dem Individuum mit seiner Macht gegenübersteht, auch die Macht geadelt, welcher wir einzelnen in unserer geschichtlichen Wirklichkeit begegnen und vor der wir uns beugen müssen. Man sieht: der Stand der Dinge dreht sich gegenüber demjenigen, von dem wir zuerst sprachen, gerade um. Jakob Burckhardt tut in seinen weltgeschichtlichen Betrachtungen den verfänglichen Ausspruch: und nun ist die Macht an sich böse, gleichviel wer sie ausübe. So kann man grundsätzlich nicht reden, wenn man sich den lebendigen Gott vergegenwärtigt. Es ist nicht richtig, daß nur Liebe, Hingabe oder gar Mitleid das Gute sind. So spricht die buddhistisch erweichte Religion. Macht und Selbstbehauptung gehören auch zum Guten. Dafür steht der majestätische Gott ein, der nur als solcher der Gute ist. Macht aber und Selbstbehauptung sind die unveräußerlichen Merkmale des geschichtlichen Staates. Er ist nicht und er ist nichts ohne sie. Im Lichte Gottes lernen wir diese Seiten an ihm hinnehmen oder bejahen. Das bedeutet nun in keiner Weise einen Rückfall in die Auffassung des Staates, die in der Antike die vorherrschende war. Die Staatsmacht und ihr Streben nach Selbstbehauptung wird hier nicht verabsolutiert oder auf die Höhe des Göttlichen gehoben. Gott ist der Herr der Geschichte, und alles, was Staat heißt, liegt tief unter ihm, ist, wie alles Geschichtliche, Mittel in seiner Hand. Aber der Gottesglaube stützt den Machtcharakter des Staates. Und zwar gilt dies sowohl für das Verhältnis des Staates nach innen wie nach außen. Wie Gott bei allem, was er tut, man nenne es Vertretung der Gerechtigkeit oder Opfer oder Liebe, sich selbst in seiner Majestät behauptet, so hat es auf seiner Stufe und im Rahmen seiner Zwecke auch der Staat zu tun. Im Innern hat er sich nicht

irgendwelchen Interessen einzelner Individuen aufzuopfern, ebensowenig den widerstreitenden Interessen der Parteien. Unausgesetzt ergehen Stöße auf seine Existenz, die das von ihm verlangen. Wir kennen derartige Vorgänge aus unserer Gegenwart sehr genau. Deshalb ist doch auch diejenige Verfassung des Staates die angemessene, welche es ihm möglich macht, dauernd er selbst zu sein. Das heißt die mit Macht und mit dem Vermögen der Selbstbehauptung umkleidete Rechtsordnung allem Spiel individueller Interessen gegenüber. Die Geschichte aber zeigt für den, der von ihr lernen will und nicht im Banne naturrechtlicher Doktrinen liegt, daß diese Haltung des Staates am besten in der Form der erblichen Monarchie gewahrt ist und am schlechtesten in der Form der durchgeführten Demokratie. Denn der Träger der erblichen Monarchie lebt aus eigenem Recht, das über dem Geschiebe der Parteien steht. Was aber für die Machthaltung des Staates nach innen gilt, gilt erst recht für die nach außen. Man komme nicht ohne weiteres, wie z. B. neuerdings Friedrich Wilhelm Förster in München es tut, mit der Forderung an den Staat, daß er dem kulturellen Aufstieg in der Welt oder auch der sittlichen Veredelung der Völker diene. Förster verlangt das von Deutschland, und von hier aus verwirft er alle Züge preußisch-deutscher Machtpolitik nach außen, die wir seit Bismarck, Ranke, Treitschke vor uns sehen. Ehe man dem Staate die Aufgabe zumutet, nach außen hin zu dienen, muß man ihm das Recht und die Pflicht zugestehen, nach außen hin, ebenso wie nach innen, zu sein. Dies war ja aber der Gesichtspunkt, unter dem die Haltung Preußen-Deutschlands in der vorbismarckischen Zeit sehr eklatanten Mangel litt. Es ist interessant zu sehen, wie die Staatsmänner der uns jetzt feindlichen Reiche, nicht zum wenigsten die französischen, bei ihren Zusammenkünften vor und während des Krieges immer wieder als Aufgabe ihrer

Staaten den großen Menschheitsdienst, zumal den der sittlichen Förderung, hinstellen. Wer kann die Tiraden von jenseits des Ozeans, die in dieser Richtung gehen, überhaupt noch anhören? Im umgekehrten Verhältnis zu diesen Proklamationen wird dort in Wirklichkeit der staatliche Macht- und Selbstbehauptungsgedanke vertreten. Es ist das Angemessene, daß man in voller Aufrichtigkeit sagt, was jene tun. Ehe der Staat nach außen hin dient, muß er sein. Ohne die gesicherte eigene Existenz und ohne die Würde seiner Existenz, die von seiner Selbstbehauptung unabtrennbar ist, hat er überhaupt nicht zu dienen. Man meine schlechterdings nicht, daß das Christentum die Sachlage anders ansieht, oder daß es seinem Wesen entspräche, sie anders anzusehen. Das Christentum verlangt im individuellen Leben den Dienst oder die Hingabe nur von denen, die etwas sind. Das verlangt es aber auch von den geschichtlichen Gemeinschaften, so vom Staat. Man ist aber nur so etwas, daß man sich in seinem Sein und Wesen behauptet. Von hier aus fällt jede Möglichkeit fort, den Staat in der Welt, wie sie nun einmal ist und wie sie bis an das Ende der Tage bleiben wird, d. h. in dieser Welt der Sünde oder der immer einmal wieder hervortretenden Raubtierinstinkte, auf den entschlossenen Pazifismus festlegen zu wollen. Wenn man es tut, wenn man für diese Weltzeit den Traum des ewigen Friedens träumt dann verkennt man beides: die Welt und die Aufgabe des Staates. In beiden Richtungen ist das Christentum ein starker Hebel, um vor Fehlern der Auffassung zu sichern. Die Rechtsordnung des Staates muß in Form des Machtgebrauches sein, existieren wollen. Und wenn ihr das durch äußere Angriffe verlegt wird, so muß sie es, vorausgesetzt, daß diese Angriffe nicht auf andere Weise aufhebbar sind, in der Form des Krieges wollen. Man sage auch nicht, daß der Staat, wenn er so verfährt, außerhalb der Ethik, auch speziell der christlichen Ethik

steht. Er steht gerade in ihr. Denn noch einmal: das Christentum verlangt Liebe, Dienst, Opfer von den einzelnen wie vom Staate nur so, daß er etwas ist. Das besagt aber für den Staat: so, daß er sich in seinem Machtbesitz behauptet. Auf diese Einsicht führt der christliche Gottesgedanke. Von hier aus ergeben sich für das, was man im Blick auf das Ende des Krieges, auf den Friedensschluß zu wünschen hat, charakteristische Richtlinien. Selbstbehauptung des Staates schließt auch Selbstsicherung des Staates ein. Nicht räuberische Selbstbereicherung, aber Selbstsicherung. Man steht im tiefsten Einklang mit der christlichen Ethik, wenn man das betont. Ich verfolge aber die Erwägungen, die uns hier beschäftigen, noch in einer besonderen Richtung. Zeigte sich eben die Zulässigkeit und Notwendigkeit der Abwehrkriege für den Staat, so kann man noch weiter gehen. Gesetzt den Fall, daß ein Staat in einer Umklammerung durch einen anderen liegt, der ihm den Atem einengt oder die freie Lebensregung einschnürt, dann ist von dem aus, was der Staat ist, nichts dagegen zu sagen, daß er sich dieser Situation durch einen Krieg entzieht. Immer nennt man noch hie und da in Deutschland den Krieg von 1866, den Bismarck wollte, in sittlicher Mißbilligung einen Bruderkrieg. Der aber, der ihn herbeigeführt hat, besteht vor der christlichen Ethik besser als diese Kritiker. Denn sie will, daß der Staat sein Lebensmaß ausschöpfe und sich auf die in ihm angelegte Lebenshöhe hebe, und zwar, wenn es sein muß, auch mit Machtmitteln. Es hieß 1866 mit vollem Rechte: Preußen muß wachsen, um atmen zu können. Kulturell dienen oder an der sittlichen Menschheitsentwicklung mitwirken soll der Staat so, daß er sich voll entfaltet. Von hier aus wird man auch über die Art, wie Bismarck den Krieg mit Frankreich veranlaßt hat, anders urteilen, als es unter Berufung auf die Ethik des Christentums da und dort geschieht. Bismark wußte genau:

ehe Deutschland in der Bewegung der Weltgeschichte Kulturträger ist, muß es etwas sein oder muß es zu sich selber kommen. Und auch indem es seine sogenannte Kulturmission erfüllt, immer, muß es etwas sein.

Hinter allen Ausführungen, die bisher gegeben wurden, stand der christliche Gottesgedanke. Wir haben ihn ja aber nur nach seiner einen Seite gefaßt. Der Ton fiel auf den Majestätscharakter Gottes mit alledem, was er einschließt. Nun heben wir die andere, mit der ersten unzertrennlich gepaarte Seite an der christlichen Gottesüberzeugung heraus. Und von ihr aus ergeben sich neue, weittragende Konsequenzen. Das Christentum steht und fällt allerdings mit dem Gedanken, daß Gott Liebe ist. Gott, der majestätische, ist Liebe, aber er ist es auch. Und dies besagt, daß Gott unter Überwindung alles dessen, was zwischen der geschichtlichen Menschheit, ihren einzelnen Gliedern und ihm steht, sich ihr selbst mitteilt oder mit ihr in Gemeinschaft tritt. Das ist der Sinn des Christusgedankens im Christentum, wobei wieder daran zu erinnern ist, daß Christus nur und gerade in seiner königlichen Machtstellung der Träger der Liebe Gottes in der Welt ist. Die Form nun, wie dieser Gott der freien, suchenden Liebe Gemeinschaft zwischen sich und den Gliedern der Geschichte herstellt, ist die schöpferische Wirkung des Glaubens, des Gott zugewandten Vertrauens. Das ist es, wofür das Christentum mit aller Präzision eintritt, daß Gott in keiner Weise für uns der ferne oder fremde ist, daß er vielmehr in schöpferischen Wirkungen erlebt wird. Unter ihnen aber ist die entscheidende, die durchschlagende die Erhebung unseres Inneren auf die Stufe des vertrauenden Glaubens oder die persönliche Versetzung in die Gemeinschaft mit Gott. Das Christentum trägt sich mit einer höchst lebendigen Vorstellung von Geist Gottes. Daß es ihn gibt, das erlebt man entscheidend, wenn einem an Gottes majestätischer Liebe das klare,

willenbindende Vertrauen aufgeht. Jedermann weiß, daß dies die Grundgedanken der Reformation sind. Mit diesen praktisch-religiösen Prinzipien, hinter denen in hehrer Reinheit ihre Gottesüberzeugung steht, hat sie eine geistige Welt erschüttert und aus den Angeln gehoben. Sie hat hiermit in dauernder Vereinigung zwei Gesichtspunkte aufleuchten lassen: tiefste geistige Bindung des Menschen durch Gott und tiefste geistige Befreiung durch Gott. Denn, wer Gott durch Christus vertraut, der ist darin und damit von Gott gefaßt, und er ist doch zugleich sich selber, der freien Äußerung seiner Gesinnung und dem freien Spiel seiner persönlichen Kräfte in freier Liebe wiedergegeben. Der gnädige Gott ist der bindende und befreiende Gott. Hörten wir also vorher, daß Gott den Menschen unter sich beugt und ihn zum Mittel, zum Knecht für seine majestätischen Zwecke macht, so hören wir nun, daß er ihn zu sich erhebt und ihn sich, dem Menschen, selber in innerlichster, persönlicher Freiheit, zu einem ganz tief schöpfenden, neuen Eigenleben wiedergibt. Dies Ganze ist das Christentum. Es ist die Verschlingung zweier Linien, die der reinen Logik, wie anderes Lebendige auch, widerstrebt, die aber erlebt wird. Und was nun in der Welt in der beschriebenen Weise durch Gott zum befreienden Glauben gebracht wird, das steht nicht atomistisch nebeneinander. Das ist aus einem Geist, das lebt aus einem Geist, das ist ein Organismus, eine Gemeinde, die Kirche. Als Glied der Kirche aber, als Glaubensmensch, als Mensch der freien, quellenden Liebe, der aus innerstem Trieb das Gute tut, ist man von allem, was Staat und Recht heißt im Innersten frei. Das ist das charakteristische Widerspiel, die lebensvolle Synthese, auf die wir hier hinweisen wollen: derselbe Gott, der den Staat mit aller Macht seiner Selbstbehauptung dem Individuum gegenüber aufrichtet, derselbe macht dieses doch auch vom Staate frei. Haben wir uns heute

zu Kaisersgeburtstag das erste gesagt, haben wir unter religiösem Gesichtspunkt von dem unveräußerlichen Recht des Staates oder der Obrigkeit gegenüber unseren individuellen Zwecken geredet, so wollen wir doch unter demselben Gesichtspunkt von dem anderen reden, daß wir dem Staate gegenüber ein allertiefstes, persönliches Eigenleben haben, daß wir von ihm frei sind. Wir dienen ihm, und doch entziehen wir uns jedem Versuche absoluter Umklammerung durch ihn. Wieder haben wir hiermit einen Grundgedanken der Reformation gefaßt. Zu der christlichen Freiheit, welche sie proklamiert, gehört in durchdringender Energie die Freiheit vom Staat. Man braucht niemandem sagen, wie stark dieser Gedanke mit der Antike im Streite liegt. Niemandem, wie er gegen Hegels Versuch spricht, den Staat zum Inbegriff aller Verwirklichung sittlicher Zwecke in der Geschichte und deshalb zum unerläßlichen Gehäuse alles individuellen Strebens zu machen. Hier geht eben das Christentum der Reformation seinen besonderen Weg. Im tiefsten Innern seid ihr frei vom Staat, lebt ihr in einer völlig anderen Welt als in der des Rechtes. Aber man muß diesen großen Tatbestand, der uns die Seele weitet, genau fassen. Die „ihr" sind die Glaubenden, sind die Christenheit, die Kirche. In dieser ist man vom Staate oder von der Macht des Rechtes frei. In sie hat auch der Staat nicht hineinzureden. Das heißt aber im echt evangelischen Sinne nichts anderes als dies: indem man durch die schöpferische Tat Gottes im Glauben *mit Gott*, mit der Ewigkeit, verbunden ist, ist man vom Staate frei. Wer in die Gemeinschaft Gottes eingegangen ist, der steht eben damit, oder indem er das ist, über allem, was Staat und Recht heißt. Es wird hier die königliche Wirkung des Glaubens ins Auge gefaßt. Könige der Welt und alles dessen, was in und von der Welt ist, nennt Luther die Glaubenden. Aber die *Glaubenden* nennt er so. Gott durch Christus schafft

diesen Zustand, sonst nichts. Also die Freiheit vom Staate, die der Christ hat und die in der Kirche, der Gemeinschaft der Christen, besessen wird, ist etwas grundsätzlich Innerliches; sie geht den inwendigen Menschen, den eigentlichen Menschen, an. Das hat Luther mit scharfer Betonung hervorgehoben. Der Bereich der Obrigkeit, sagt er, ist Leib und Gut und was äußerlich ist auf Erden. In die persönliche Innerlichkeit dringt sie mit ihrer Rechtsordnung nicht hinein. Deshalb nicht, weil dort im Glauben die gottgeborene Freiheit lebt. So lehrt dasselbe Christentum doch auch die persönliche Selbstbehauptung dem Staate gegenüber. Aber eben im Glauben, in der Form der persönlichen, gottgebundenen Religion, und nur in und mit dieser Religion. Verlassen wir das Gebiet der religiösen Innerlichkeit, dann stehen wir mit dem, was wir sind und haben, unter dem Staat. Aber indem und soweit wir uns in jenem Gebiet bewegen, soweit wir mit Gott verkehren und Gott in Liebe dienen, sind wir von ihm frei. Hier zeigt sich die Bedeutung der Religion, des Christentums, von einer Seite her, die nicht allein unendlich lebensvoll ist, sondern auch die größten Ausblicke eröffnet. Gott schafft diese Freiheit dem Recht und der Staatsmacht gegenüber. Das Individuum für sich schafft sie sich nicht. Und innerlich ist sie. Das ist die deutliche Schranke dieser Freiheit. Aber geringwertig wird sie damit nur für den, dem das Auge noch dafür blind ist, daß unsere Innerlichkeit, unsere Gesinnung, daß ihr freies Regen nach Oben, in die ewige Welt, und in die Umwelt hinein, das Leben im Leben ist.

Und nun geht unsere Ausführung notwendigerweise noch einen Schritt weiter. Nun erst erreicht sie ihre Höhe. Die Kirche, so sahen wir, ist die Gemeinschaft derer, die innerlich, gottverbunden, von Staat und Macht und Recht frei sind. Aber damit ist ihr grundsätzliches Verhältnis zum Staate doch nicht

erschöpft. Der Gott, mit dem sie Gemeinschaft haben, gibt ihnen noch eine andere Stellung zu ihm. So kommt hier die christliche Gottesüberzeugung noch in einer dritten und letzten Richtung in Betracht. Wir hörten: sie stützt den Machtcharakter des Staates und seine Selbstbehauptung. Wir hörten ferner: sie stützt die innerliche Selbstbehauptung der Individuen gegenüber dem Staat. Was ist nun das Letzte?

Gott ist die tiefste Vereinigung von Macht und Liebe, von Selbstbehauptung und Hingabe an unsere, an die menschlichen Zwecke. Deshalb ist doch der Staat für das Auge des Christen nur dann gottgemäß, wenn er Macht und Hingabe, Selbstbehauptung und Menschendienst eint. Das gilt von der Politik nach innen und nach außen. Der Staat läge unter der Höhe des Menschlichen, wenn es anders wäre. Doch davon reden wir hier nicht. Es handelt sich hier um das christliche, durch Gott regulierte Urteil. So gewiß der Staat machtvolle Rechtsordnung ist, so gewiß nichts diesen Charakter des Staates, für den, wie kürzlich Wilhelm Braun in Heidelberg gezeigt hat, im Unterschied von Hegel mit aller Deutlichkeit Schelling eingetreten ist, durchbrechen kann, ebenso sicher ist doch das andere, daß die rechtlichen Machtäußerungen des Staates zugleich Äußerungen des Dienstes und der Hingabe an die menschlichen Zwecke sein müssen. Das gibt den Stoß in den reinen Machtkultus des Staates. Insbesondere in bezug auf die äußere Politik wird diese Auffassung in der jüngsten Gegenwart praktisch. Weithin hören wir, daß Machtgesichtspunkte sie bestimmen und bestimmen müssen — sonst nichts. Dieser Überzeugung wird es freilich leicht, mit unserer Kriegslage und mit allen Brutalitäten der Kriegführung, wie sie jetzt gerade wieder allerlei Erwartungen zum Trotz zutage getreten sind, fertig zu werden. Man berauscht sich hie und da geradezu an dem Gedanken, daß die Maßnahmen der äußeren Politik das Gebiet des

Ethischen zu meiden und die hartgetretenen Wege der derben Machtinstinkte zu beschreiten haben. So ist eine ethikfreie Kriegs- und Staatsethik unter uns entstanden, in der viele die glückliche Vereinigung von Wirklichkeitssinn und klarer Zielsetzung für den Staatswillen entdecken. Ich bin bemüht gewesen, dieser Auffassung ihr begrenztes Recht werden zu lassen. Nach innen und nach außen hat der Staat nicht nur zu dienen, sondern ehe er dient, hat er immer zu sein und mit Machtmitteln sein zu wollen. Aber zu dienen hat er auch. An dieser Stelle können wir das Band zwischen Religion und Politik nicht zerreißen, das heißt auch zwischen religiös-bestimmter Ethik und Politik nicht. Der christliche Gottesglaube läßt das einfach nicht zu. Mit ihm tritt man in Spannung, wenn man anders urteilt.

Aber hat denn nun nicht auch gerade unsere deutsche Geschichte anziehende und leuchtende Proben solcher Vereinigung des Machtwillens und des Willens zum Dienst im Staatsleben? Das war ja doch der Unterschied des altgermanischen Königtums von dem antiken Staatswesen, daß der Träger der rechtlichen Gewalt sich dort durchaus dem Staatsverbande oder dem Wohl des Ganzen zum Dienst verpflichtet wußte. Die königliche Haltung Karls des Großen ist noch und erst recht von dieser Einsicht beherrscht. Daß dies aber lange nachher auch die Form gewesen ist, in der die Großen unter den Hohenzollern den staatlichen Machtwillen gepflegt haben, das wissen wir alle. Gewiß, sie haben unbeirrte Machtpolitik getrieben, und weil für sie Staatsmacht und dynastische Macht ungeschieden beisammen lagen, war ihr Empfinden für das, was des Staates ist, stets auch urwüchsiges Empfinden für das dynastische Selbstinteresse. Der Große Kurfürst und Friedrich II. sagen hier das Nötige. Aber den altruistischen Zug dienender Hingabe ist ihre Politik doch nicht los geworden. Nun zweifelt im tiefsten

Grunde auch niemand daran, daß dies in Dingen der inneren Politik das Normale ist. Die Kulturaufgabe des Staates nach innen, das Element sozialer oder humanitärer Fürsorge in seinem Walten den eigenen Angehörigen gegenüber, ist unbestritten. Ganz deutlich dringt dieser Zug seines Wollens aber auch in seine äußere Politik hinein. Auch sie kann nicht ohne ihn sein. Erstlich vertritt der Staat, so in der Form des Abwehr- oder auch des Verselbständigungskrieges, wie wir vorher sahen, die berechtigten Interessen der eigenen Angehörigen. Der Krieg, den wir rechtfertigen können, ist als Machtäußerung zugleich Dienst. Außerdem ist aber von jedem Staat zu fordern, daß er in seiner Art und in seinen Maßen die kulturellen und mit ihnen die sittlichen Menschheitsinteressen fördere. Der Glaube führt unausweichlich auf diese Auffassung. Keine Macht ohne den Willen zur Hingabe besteht vor Gottes Augen überhaupt nicht und in keinem Fall. Was ist unter uns Deutschen während dieser Kriegszeit über das Völkerrecht gespottet worden! Gewiß, wir sahen seinen Zusammenbruch, der im umgekehrten Verhältnis zu der Feierlichkeit, Ernsthaftigkeit und sittlichen Motivierung der völkerrechtlichen Staatsverträge stand. Aber erstlich ist dieses Recht denn doch nicht restlos verneint worden. Wäre das der Fall, dann sähe die Welt — man denke etwa an die Gefangenen-Fürsorge — jetzt noch sehr anders aus, als sie schon aussieht. Und zum anderen ist es ein selbstverständliches Unternehmen, daß, sobald der Zeitpunkt gekommen ist, wieder zu einer vollen Aufrichtung und einem vollen Ausbau dieses Rechtes geschritten wird. Wenn sich bei uns gewisse Kreise regen, die für den Verkehr der Staaten die reine Vertretung der innerstaatlichen Interessen mit Machtmitteln oder gar überhaupt den reinen Machtkampf ums Dasein als das Gewiesene hinstellen, so sind das untersittliche Betrachtungsweisen, die von der Ehrfurcht vor Gott, dem Herrn der Welt, beiseite

geschoben werden. Es gibt doch allgemeine Menschheitsideale, geistig-intellektuelle, sittliche, religiöse, die kein überstiegener Nationalismus und keine Rassen-Großtuerei auslöscht. Sind sie jetzt in einem Meer von Blut und Tränen erstickt und mußten wir uns drei lange Jahre hindurch an eine Lebensführung ohne sie gewöhnen — selbstverständlich werden sie sich wieder erheben. Selbstverständlich werden wir vom Staat fordern müssen, daß er sie pflegt. Und die rechtliche Form, in welcher der Staat dies seiner Art nach zu tun hat, wird das Völkerrecht sein. Ein Völkerrecht mit einem energischen Zuge von völkerverbindendem Idealismus, das allerdings die Marke staatlicher Selbstbehauptung deutlich an der Stirn trägt. Freilich: diese Staatsethik, die wir hier für das Verhältnis nach außen und nach innen fordern, wird in ihrer rechtlichen Ausgestaltung wesentlich unter der Höhe des Ideals christlicher Liebesgesinnung bleiben. Es wird hier, wie man es ausgedrückt hat, nur ein Minimum von Ethik zum Inhalt des Rechtes werden. Dieses wird sich jener immer nur eine Strecke Weges weit annähern können. Das macht das Irrationale in der Geschichte, christlich ausgedrückt: die Macht des Bösen in der Welt. Aber das Recht des Staates auch nach außen nicht auf das Ideal von Menschheitsdienst und Völkerdienst einstellen wollen, das heißt: es in einer vor Gott und vor Menschen unerhörten Weise verschieben. Wenn wir den Frieden ersehnen, dann muß es der Friede sein, durch den Deutschland sich wahrhaft selbst sichert. Dieser Friede ist sittlich unanfechtbar. Aber ein Friede, der umsichtig dem Ideal der Völkerverbindung dient, muß dieser Friede auch sein.

Die Ausführungen, die hier heute gegeben sind, waren ausgesprochen theologische. Sie haben es durchaus vermeiden wollen, in die anderen Gebiete menschlicher Forschungsarbeit hineinzureden. Aber gerade, wenn man so verfährt, wenn

man sich mit einer gewissen Ausschließlichkeit um das dreht, was den Mittelpunkt der Theologie ausmacht, eben um die Gottesüberzeugung des Christentums, gerade dann entdeckt man, daß die Kreise unserer Wirklichkeit, mit denen es die Forschung zu tun hat, ineinander übergehen und sich schneiden. Es ist nun einmal nicht anders: Gott, weil er Gott ist, geht alle Wirklichkeit an. Ob das ein zünftiger Theologe sagt, ist Nebensache. Alle müssen es sagen, die einen Gott haben, der den Namen Gottes verdient. Gott ist, indem er Gott ist, die weltdurchdringende, weltlenkende Majestät der Liebe, das große Regulativ aller Wirklichkeit. Deshalb ist es doch nicht der Weisheit letzter Schluß, daß die einzelnen Wissenschaften sich gegeneinander abkapseln. Das Letzte kann doch nur ihre Zusammenfassung unter höchsten, leitenden Gesichtspunkten bei aller Wahrung ihrer Sonder-Existenz und ihrer Sonderrechte sein. In der Wirklichkeit besteht eine allertiefste Vereinigung und Durchdringung aller Lebensäußerungen. Und wenn sie zerrissen wird, stellt sie sich urwüchsig immer wieder her. Wie sollte die Wissenschaft sie nicht ausdrücken! Religion ist doch auch auf dem Felde des Universitätslebens nicht Privatsache. Es ist eine Künstelei, wenn man sie so behandelt. Religion ist ein Urteil über das, was dem Leben Wahrheit und letzte Tiefe gibt. Das ist sie um des Gottes willen, an dem sie hängt. Und deswegen geht es auch in keiner Wissenschaft im letzten Grunde ohne sie. Das heißt: es geht nicht, ohne daß man sie in Rechnung stellt oder daß man sie ablehnt und nicht ohne durchdringende Folgen für die Betrachtung der Dinge, die sich dann ergeben. Das gilt auch für das wissenschaftliche Urteil über das, was des Staates ist.

Damit lenken sich unsere Gedanken auf den Kaiser. Der Blick des neuzeitlichen Menschen isoliert den Herrscher nicht. Er huldigt nicht dem Dynasten rein als solchen. Mit dem

Absolutismus der Staatsgesinnung, die in dieser Richtung lief, haben wir alle nichts mehr zu tun. Wenn wir uns feiernd um den Kaiser scharen, dann fassen wir ihn mit dem Vaterland zusammen, mit dem Inbegriff des großen nationalen Verbandes, mit allem, was deutsch ist, deutsch denkt oder will, und dabei dem deutschen Staatsgefüge angehört. Aber gerade, wenn wir den Kaiser so in der lebendigen Verbindung mit unserer nationalen Geschichte, mit Volk und Staat sehen, wer beugt sich dann nicht vor der unnennbaren Größe seiner Aufgabe! Wem malt sich dann nicht die zermürbende Verantwortlichkeit und Mühe eines solchen Herrscherlebens! Wer kann dann, soweit auch nur das private Spiel der Gedanken in Betracht kommt, Kritik den letzten Zug dieser Gedanken sein lassen! Wir huldigen dem Kaiser. Wir tun es, die Bahn zu Ende gehend, welche diese Rede heute beschritten hat. Stark ist der Mann, der in Gott stark ist. Einsichtig ist doch im tiefsten Grunde der, den Gott einsichtig macht. Auf alles, was majestätische Selbstbehauptung von Staat und machtvoller Staatsobrigkeit ist, fällt von Gott aus das helle Licht. Aber auch auf alles, was Hingabe, Dienst, Opfer irdischer Gewalten ist. Gott ist das ewige Urbild der größten Verbindung, die es gibt, derjenigen von Macht und Güte. So denn: daß das Auge unseres kaiserlichen Herrn hell sei, sein staatserhaltender Wille fest, seine gebende, aufbauende Güte lebensvoll und umfassend, das wünschen wir ihm, und im Sinne dieses Wunsches huldigen wir ihm. Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser, König und Herr, Wilhelm II. hoch!